III. Jahr Heft 7

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Karl Borromäus Heinrich: Christentum und Sexualität / Georg Trakl: Die junge Magd / Otto Pick: Der Posten / F. Staude: Anbruch der Nacht / Hugo Neugebauer: Das Leuchten des Todes / Hugo Neugebauer: Selbstmord / Fritz Lampl: Stimmen aus der Nacht / L. E. Tesar: Essays von Karl Hauer / L. E. Tesar: Nacht / Ulrik Brendel: Ein Traum und seine Deutung / Karikaturenfolge 55 Max von Esterle: Maler Rudolf Nißl

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. Jänner 1913 Heft 7

Christentum und Sexualität / von Karl Borromäus Heinrich

„Wehe, was ist ein Mensch! Wer über dem brütet, stirbt."
(Sophokles, Oedipus)

Das Aas wird im Krematorium eingeäschert, die Hyänen machen sich an lebende Säuglinge.

Wenn ein Mensch geboren wird, eilt alsogleich ein Vetter aus seiner Verwandtschaft herbei, betriebsamer Dissident oder dergleichen, bläht sein gottloses Gehirn — der Nachbarshund bellt schamhaft —, und von ungefähr apostrophiert er das Neugeborene etwa wie folgt:

„Siehe da, welch ein harmloses Kindlein! Möchte man glauben, daß eine Religion diesem Würmchen nachsagen darf, es sei mit Sünde beladen zur Welt gekommen? Ist das nicht ein Schimpf für die ganze Menschheit?"

Der du noch Mann bist und nicht Vater aus Zufall, gib dem Schäker einen Knebel! Menschwerdung ist nicht harmlos. Selbst ist das Kind. Die Erbsünde verbindet es mit dem Göttlichen, im Augenblick der Entzweiung; daß es sich selber verantwortet, verleiht ihm sein Gesicht gegen das Leben; Gott leidet am Unerlösten; die Erbsünde aber bekennt sich zu Gott und zur Erlösung; und gottverlassen ist, wer seine Schuld bestreitet; denn er verweigert sich dem Geist, der alles Zurückkommende, alles erlöst Heimfließende in die Sonne der Gnade aufnimmt. Gott will eine in sich

ruhende Gnadensonne werden. Wer aber die Sündigkeit leugnet im Irdischen, der fordert Gott zu erneutem Leiden auf; es ist als ob er ihm sage: Veni iterum te crucifigi!

*

Oft ist auch ein Vetter da, der nach Empfang der Nachricht, daß ihm ein Neffe geboren worden ist, hastig ins Wirtshaus stürzt und dort etwa so zu seinen Freunden spricht:

„Es ist empörend. Woher mein Bruder nur den Mut nimmt, ein Kind nach dem andern in die Welt zu setzen? Mit zweihundertfünfundzwanzig Kronen monatlich! Man sollte so etwas einfach verbieten!"

Dieser nun glaubt der Nationalökonomie mehr als Gott; sein eigentlicher Glaube ist: man könne die Welt mit Sublimat erlösen und mit Präservativ überwinden. — Aber solche Vetteln müßten ausgerottet werden, vom Erdboden vertilgt und in die Tiefe des Meeres versenkt. Indes und glücklicherweise ertrinkt ihr Samen wenigstens im wohlbereiteten Bade des Irigators.

*

Wenn der einzelne Mensch sich nicht mehr selbst die Schuld daran beimißt, auf die Welt gekommen zu sein, wenn er dafür keine Verantwortung mehr tragen, wenn er von nichts wissen und gar nicht dabei gewesen sein will, dann muß er eben seinen Eltern allein die Schuld daran geben.

Die Erbsünde gibt dem Sexualtrieb das gute Gewissen zurück. Jene so lebenbejahenden Vettern aber erfüllen, vergällen und verquälen ihn mit tausend Bedenklichkeiten. Die Erbsünde entlastet die Wollust. In der Wollust geben sich die Menschen hin und auf; sie entäußern sich. Die Wollust öffnet das Tor der Zeitlichkeit dem, was zeitlich werden, was geboren werden will.

Die rätselhafte Süßigkeit auch der Wollust ohne Befruchtung hat gleichen Ursprung; sie ist eine unerwiderte Hingabe an das Ungeborene, was geboren werden will.

Gott hält nicht zurück, was zeitlich werden, was in die Welt gehen will; er läßt es werden, und so hat es Seele. Aber daß es geboren werden will, iſt eben ſeine Erbſünde, die Sünde der Sünden, der Anfang der Entzweiung mit Gott, und der Grund, weshalb Geborenes der Erlöſung bedarf.

Alſo bürdet die Erbſünde jedem ſein eigenes Leben auf. Die Wolluſt der Erzeuger, als ſüßes Mittel hereindrängenden Lebens, wird von dieſer Laſt losgeſprochen, ja in die ſakramentale Sphäre hinaufgehoben.

(Die Pflichten der Erzeuger gegen das Erzeugte ſind Pflichten von Mittelperſonen; daß man mit ſeinen Erzeugern verwandt wird, iſt manchmal eine Erleichterung, oft aber eine Erſchwerung der Strafe, welche der Erbſünde immanent anhaftet. Gute Eltern zu haben, verſöhnt ſchon ungemein mit dem Fehltritt ins Leben. Daß der Apfel aber nie weit vom Stamm fällt, iſt ein hiſtoriſcher Beweis dafür, daß jedes Kind die Eltern hat, die es verdient, und vice versa. Man kann ſich einander nichts vorwerfen; und gerade das trägt, im chriſtlichen Sinne, zur Entlaſtung der Wolluſt bei. Im Uebrigen: nicht die chriſtliche Sexualität iſt dem Leben, ſondern das Leben iſt ſich eben ſelber oft feindlich geſinnt, ein geheimnisvolles Zeichen des Geiſtes und der Kraft: was ein Schubiak iſt, hat ſich immer ſehr gern.)

*

Eine ſchmerzliche Scham freilich bemächtigt ſich derer, die geliebt haben. Das macht, ſie kommen wieder zu ſich zurück, die Hingegebenen finden ſich wieder, und da erkennen ſie in der Tat: daß ſie nackt ſind.

Aber wie natürlich iſt es, daß wer über ſich hinausgegangen iſt in das ſchöpferiſch-ſeelige Reich der Wolluſt, ſich armſelig findet, wenn er wieder zu ſich heim muß! Dort hat er geſchwelgt in der Fülle der außerirdiſchen Welt; daheim nun ſtreift ſein errötender Blick die Dürftigkeit ſeiner irdiſchen Hülle. Ach, nicht Lebensfeindlichkeit iſt es, wenn er jetzt

seine Blöße eilig bedeckt, vielmehr jene entsetzlich vereinsamende, oft gottverlassene Gewißheit, die ihn dumpf überfällt, daß die Steigerung des Lebens so weit außerhalb seiner selbst, ja in der Aufhebung seiner selbst sich vollzieht; und daß er an sich nichts ist, bloß nackt . . .

*

Immerhin gibt es solche, die auch dann noch ganz mit sich zufrieden sind und überhaupt alles auf die Physiologie des Unterleibes zurückführen. — Ihnen sind alle dunklen Schauder fremd (vermeinen sie) und wenn der Schoß der Gebärenden unter den Wehen erzittert wie die Kruste des vom Erdbeben geschüttelten Gebirges; wenn es sich ankündigt, daß nun wirklich ein Wesen, nach abgelaufener Schutzfrist im gebenedeiten Leib der Mutter, in diese grausame Welt gestoßen werde, wenn jeder betrunkene Fabriksarbeiter, den man aus dem Wirtshaus heimgeholt hat, anfängt zu weinen, und sagt: Herr, erbarme dich unser! — was tun jene Zufriedenen? „Ja, ja," lächeln sie, „jetzt sind die neun Monate um, jetzt natürlich kommt es."

Mögen diese und ihresgleichen ihre pretiöse Vaterschaft als den einzigen Quell des neugeborenen Wesens betrachten! Seis darum! Aber einem solchen wird, so wahr Gott lebt, ein Tag kommen, an dem er einsieht, daß er mehr auf sich genommen hat, als er tragen kann; der Tag, an dem das in seinem Geist erzogene Menschenwesen mit begreiflicher Verblendung (denn siehe, das Leben hat sich nicht als komfortabel genug erwiesen!) vor ihn, den Vater, hintritt und geifert:

„Tier, das du bist, denn deine niedrige Geilheit hat mich gezwungen, dieses erbärmlichen Daseins unsagbare Mühe auf mich zu nehmen. Und so speie ich dich an und verfluche deine Wollust."

Dann wird der Vater wohl ratlos dastehen und bleich vor Wut; dann wird ihn, wofern ihn Gott nicht ganz ver-

worfen hat (denn so gütig ist Gott, daß er gern im Atheisten Wohnung nimmt, und Er lächelt: dieser hat Mich aus seinem Gehirn vertrieben, Ich habe mich in seine Seele zurückgezogen!) dann also wird den unglückseligen Vater die Empörung schütteln und die Scham; und indem er vielleicht nach dem nächsten Stock greift, um den Sohn niederzuschlagen, gesteht er endlich, daß er sich selbst überhoben hatte, daß die Last der Vaterschaft zu schwer auf ihn drückt, und er gibt dem Kinde, was des Kindes ist (ja, dieses harmlosen Würmchens!): nämlich die Teilhaberschaft an der Erbsünde, mit der belastet wir alle in die Welt kommen.

*

Versöhnlicherer Ausgang einer so lebenbejahenden Sexualität: wenn der Sohn wenigstens, infolge genossenen Unterrichtes, Determinist wird. Dann verfährt er gnädiger mit der Wollust seiner Erzeuger; und spricht vielleicht, mit mild-bewegter Stimme:

„Ein Tor, der es euch nachtragen wollte. War doch eure freie Willensbestimmung ausgeschlossen, und habt ihr unter einem unwiderstehlichen Zwange gehandelt."

(Die Freigesprochenen schluchzen dankbar in sich hinein).

*

In Frankreich geschieht es am häufigsten, daß die Kinder den Eltern ihr Dasein vorwerfen; und während sie in sich schon in jungen Jahren, wie spielend, die verfinsterte Sexualität des Christentums durch das grelle Tageslicht der Wissenschaft verscheuchen, tragen sie doch ihren Erzeugern, mit ausgeprägter Lebensfeindlichkeit, ihre eigene Existenz unaufhörlich nach. Darum trauen sich auch die Eltern schon gar nicht mehr. Und so lichtet die Aufklärung das Volk, es müssen dann Kolonialtruppen herangezogen werden. Immer wieder taucht auch das Gerücht auf, die Regierung habe Aussöhnungsverhandlungen mit dem Vatikan eingeleitet. Und nicht einmal den Großlogen entgeht es, daß

mit der naiven, neu-gallischen Heiterkeit der Sinne eigentlich nur der Apotheker gut fährt (guérison radicale du cauchemar chrétien, 2 Frcs. 50 cts. la douzaine).

*

Dem reinen Intellektuellen seinerseits ist es wieder um etwas Anderes zu tun.

„Warum soll ich mich entäußern?" fragt dieser. „Warum soll meine Wollust vor mir selber davon laufen? Mit beiden Händen will ich sie halten, in voller Bewußtheit will ich sie als ein Spiel genießen, bei dem ich zusehe und die Augen niemals schließe; so erhebe ich mich über jene heimlichtuende Schamhaftigkeit."

Ein Intellektueller (als welchen man auch den ansehen muß, dessen Intelligenz schon so gewitzigt ist, daß er die Intellektuellen intellektualistisch verachtet), ein Intellektueller also wird immer tausendmal mehr fragen als ein Geistiger und Religiöser beantworten kann. Das macht, er ist im eigentlichen Sinne unverschämt; seine Gedankenwelt ist sittlich nicht fundiert, daher kann er alles denken und nach allem fragen. Weshalb denn auch, wenn wir etwa im gewöhnlichen Leben einen geistigen Menschen mit einem intellektuellen reden hören, der intellektuelle immer obenauf ist. Der geistige Mensch nämlich ist, durch seinen heroischen Glauben an die Einfachheit und Unergründlichkeit aller Dinge, durch die Gebundenheit seines Denkens an sittliche Werte (die ihm gewisse Gedanken überhaupt von vorneweg undenkbar macht), jenem zügellosen, findigen und windigen Freischärler von vielen Seiten preisgegeben. Durch keinerlei sittliche Empfindungen gehemmt, läßt dieser seine Gedanken ephialtisch über alle Gebirgspfade schweifen.

Ganz so stellt der Intellektuelle auch in der Sexualität das Gegenteil des geistigen Menschen dar. Dieser ist gefangen von der Heiligkeit des Rätsels und unterwirft sich dem Orakel voller Demut. Jener aber guckt selbst der Pythia

unter das Hemd. Schlau und schamlos entwindet er sich der tiefen Heimlichkeit des Geschlechtlichen, für das er immer nur ein kaltes und überlegenes Lächeln übrig hat.

Solchermaßen ist der Intellektualist der Masturbant par excellence (dem gegenüber jeder onanierende Junge sich noch wie ein schöpferisches Genie ausnimmt). Zum Gehirn ist er entartet, zu einem monströsen, kropfartigen Gehirn, das angefüllt ist mit dem Eiter der Schamlosigkeit. Immer denkt und überlegt er, überall schaut er mit seinem kalten verdorrten Auge sich selber zu.

Diese entmenschten, psychologisierenden, literarisierten Wesen machen die Schmach unseres Zeitalters aus.

Wehe dem Weib oder dem Manne, die ihnen in die Klauen fallen und von diesen eiskalten Gehirnkröten entehrt werden. Gott schütze uns vor ihnen!

Sie selber freilich sind damit gestraft, daß sie nicht einmal mehr sündigen können! daß ihnen endlich die Wollust unter ihren blutleeren Gedanken zu einem gedanklichen Schemen erbleicht ...

*

Die Wollust der Hetäre (um von Edlerem und ganz Entgegengesetztem zu sprechen), ist ein aus sich selber fressendes Feuer, das nie gelöscht werden kann.

Die Hetäre wird zum eigentlichen Opfer der Wollust. Denn die Wollust läßt sich nie ergründen, am wenigsten von denen, die sich ihr ganz und gar anheimgegeben haben; ein Abgrund tut sich ihnen nach dem andern auf. Man steht furchtsam vor der Unversiegbarkeit ihres Erlebens.

In der Hetäre ist das Geschlechtliche als der tragische Ausdruck unseres kosmischen Leidens beschlossen. Die Sündhaftigkeit wird in ihr zum ausschließlichen Schicksal.

Von ihrer eigenen Unersättlichkeit genarrt, die andern aber sättigend, treibt sie heißhungrig durch ihr einsames, aber opferwilliges Dasein.

Und ach, wie wenigen ihresgleichen ist es beschieden, mit ihren Haaren die Füße des Herrn zu trocknen!

*

Ein Zeichen der Entartung dieser Zeit ist: daß die Männer oft von ihren Frauen verlangen, daß sie ihnen die Lust von Hetären geben möchten; von den Hetären hingegen, daß sie die Gebundenheit der Frauen beweisen: eine Hypokrisie, die der Ehe und den Hetären gleich gefährlich wird.

*

Wenn es wirklich, wie behauptet wird, Zeiten gegeben hat, welche den Schmerz der Sünde und die kosmische Tragik der Wollust nicht empfunden haben, so kann damals das Geschlechtliche an sich kein sittliches und geistiges Erlebnis gewesen sein.

Es fällt schwer, sich einen solchen Zustand, dessen Naivität für unser Empfinden nicht ohne Armut ist, vorzustellen.

Immerhin, so wie die Dinge heute stehen, hat ein melancholischer Christ (der die Abtötung des Fleisches ersehnt, dem er doch immer wieder zum Opfer fällt) dem fidelen Kommis und Dissidenten gegenüber (der sich das Geheimnis vom Mechaniker hat erklären lassen und auf Grund dessen das Leben bejaht) alle Ethik und Aesthetik auf seiner Seite.

*

Franciscus von Assisi hat das Fleisch überwunden und ist heiter geworden; so heiter, wie nur eben sein kann wer zu seinem Gott heimgekehrt ist und den Zwiespalt, in den uns die Geschlechtlichkeit zu Gott setzt, überwunden hat. So widerstrahlt er das Lächeln des in sich ruhenden Gottes, in den er schon auf Erden eingegangen ist.

Die Heiterkeit jener Lebenbejahenden aber trägt das widerwärtige Grinsen einer Gott und sich selber bemogelnden Welt zur Schau; alsbald jedoch, vielleicht schon in den Kindeskindern, wird es zur Fratze schauerlichster Impotenz erstarren.

Die junge Magd / von Georg Trakl

1

Oft am Brunnen, wenn es dämmert,
Sieht man ſie verzaubert ſtehen
Waſſer ſchöpfen, wenn es dämmert.
Eimer auf und niedergehen.

In den Buchen Dohlen flattern
Und ſie gleichet einem Schatten.
Ihre gelben Haare flattern
Und im Hofe ſchrein die Ratten.

Und umſchmeichelt von Verfalle
Senkt ſie die entzundenen Lider.
Dürres Gras neigt im Verfalle
Sich zu ihren Füßen nieder.

2

Stille ſchafft ſie in der Kammer
Und der Hof liegt längſt verödet.
Im Hollunder vor der Kammer
Kläglich eine Amſel flötet.

Silbern ſchaut ihr Bild im Spiegel
Fremd ſie an im Zwielichtſcheine
Und verdämmert fahl im Spiegel
Und ihr graut vor ſeiner Reine.

Traumhaft ſingt ein Knecht im Dunkel
Und ſie ſtarrt von Schmerz geſchüttelt.
Röte träufelt durch das Dunkel.
Jäh am Tor der Südwind rüttelt.

3

Nächtens übern kahlen Anger
Gaukelt sie in Fieberträumen.
Mürrisch greint der Wind im Anger
Und der Mond lauscht aus den Bäumen.

Balde rings die Sterne bleichen
Und ermattet von Beschwerde
Wächsern ihre Wangen bleichen.
Fäulnis wittert aus der Erde.

Traurig rauscht das Rohr im Tümpel
Und sie friert in sich gekauert.
Fern ein Hahn kräht. Uebern Tümpel
Hart und grau der Morgen schauert.

4

In der Schmiede dröhnt der Hammer
Und sie huscht am Tor vorüber.
Glührot schwingt der Knecht den Hammer
Und sie schaut wie tot hinüber.

Wie im Traum trifft sie ein Lachen;
Und sie taumelt in die Schmiede,
Scheu geduckt vor seinem Lachen,
Wie der Hammer hart und rüde.

Hell versprühn im Raum die Funken
Und mit hilfloser Geberde
Hascht sie nach den wilden Funken
Und sie stürzt betäubt zur Erde.

5

Schmächtig hingeſtreckt im Bette
Wacht ſie auf voll ſüßem Bangen
Und ſie ſieht ihr ſchmutzig Bette
Ganz von goldnem Licht verhangen.

Die Reſeden dort am Fenſter
Und den bläulich hellen Himmel.
Manchmal trägt der Wind ans Fenſter
Einer Glocke zag Gebimmel.

Schatten gleiten übers Kiſſen,
Langſam ſchlägt die Mittagsſtunde
Und ſie atmet ſchwer im Kiſſen
Und ihr Mund gleicht einer Wunde.

6

Abends ſchweben blutige Linnen,
Wolken über ſtummen Wäldern,
Die gehüllt in ſchwarze Linnen.
Spatzen lärmen auf den Feldern.

Und ſie liegt ganz weiß im Dunkel.
Unterm Dach verhaucht ein Girren.
Wie ein Aas in Buſch und Dunkel
Fliegen ihren Mund umſchwirren.

Traumhaft klingt im braunen Weiler
Nach ein Klang von Tanz und Geigen,
Schwebt ihr Antlitz durch den Weiler,
Weht ihr Haar in kahlen Zweigen.

Der Posten / von Otto Pick

Hohe Mauern umschließen quadratische Höfe, deren Begrenzunng grüne, starke Gitter bilden. Dicht an den Höfen ragen nackte hohe Gebäude empor. Kein Fenster ist erleuchtet.

Scharf heben sich die Konturen der einzelnen Häuser der Strafanstalt von dem tiefblauen Himmel ab. Von hundert zu hundert Schritten unterbricht die Helle der getünchten Mauern ein Schilderhaus. Vor jedem wandert eine einsame Gestalt mit schwerem Tritte auf und ab. Bajonette funkeln über blauen Mützen. Die Wachposten sind auf ihrer Hut.

„Zum hundertfünfundvierzigsten Male bin ich an dieser Stelle angekommen. Noch eine Stunde und man löst mich ab. Warum nur muß ich gerade hier immer stehen bleiben und emporschauen? Es brennt ja kein Licht in den Zellen und die Fenster sind trüb wie böse Augen . . ."

Dies flüsterte der Soldat, welcher das Gebäude der lebenslänglich Verurteilten zu bewachen hatte, vor sich hin, als er zum hundertfünfundvierzigsten Male seit Beginn der Nacht an einem Vorsprung der Umfassungsmauer stand, von wo er die ganze Front des häßlichen Raumes betrachten konnte. Johann Köhler war seit vier Monaten Soldat und dies sein erster Dienst als Wachposten.

Vor einem halben Jahre war in ihm ein anderes Bild dieses Wachestehens gewesen. Damals kannte er nur die Posten, die vor Kasernen oder staatlichen Gebäuden stehen und anscheinend zwecklos mit geschultertem Gewehr längs des Trottoirs stolzieren. Als er mittags mit seinen Kameraden das Strafhaus erreichte, wo er als Posten stehen sollte, hatte ihn in einem Augenblick der Wunsch gepackt, aus Reih und Glied davonzustürmen, zurück in belebte Gassen, unter Menschen, nichtuniformierte Menschen.

Denn als ein Beamter mit riesigen Schlüsseln das Doppeltor öffnete und es schweigend wieder verschloß, umfing die Soldaten eine lastende Stille, die Johann Köhler jenen Drang zur Flucht einflößte.

Die Posten wurden aufgestellt. Die ersten Minuten verbrachte der junge Soldat mit der Betrachtung seiner Umgebung, die bald beendet war. Außer den Nachbarposten sah er keinen Menschen. Die Gebäude waren so glatt und weiß und kahl, daß er das von ihm zu bewachende kaum von den anderen unterschieden hätte, wäre es ihm gestattet gewesen, einen bestimmten Raum vor demselben zu überschreiten. Die Stille bedrückte ihn. Die Kälte machte sich allmählich fühlbar.

Als seine Neugier befriedigt war, begann er gelangweilt auf und abzugehen. Er zählte die Schritte von seinem Schilderhause bis zu den schwarzen Streifen an der hohen Mauer, die den dem Posten gewährten Bewegungsraum begrenzen. Es waren dreiundvierzig Schritte. Er überprüfte die Berechnung, zählte dann die Fußlängen ab, überprüfte ihre Zahl und langweilte sich schließlich wieder. Tagsüber war der Dienst unschwer zu versehen, weil die Sträflinge stets unter Bewachung durch die Aufseher stehen. Von Zeit zu Zeit erschien an einem Fenster des Gebäudes ein Kopf mit hoher Beamtenmütze bekleidet. Es waren Aufseher, die auf die Uhr am Turm des höchsten Hauses schauten.

Sie tauchten auf und verschwanden wie die Figuren eines Spielwerkes oder wie die Apostel auf der Prager Rathausuhr, die der junge Soldat an einem Sonntag bewundert hatte. Ein andrer Vergleich fiel ihm später ein, als er nach der Ablösung in dem rauchgeschwärzten Wachzimmer auf einer schmutzigen Hobelbank saß: ebenso ruckweise und unerwartet waren in dem Kasperltheater, welches an Festtagen auf

dem Marktplatze seines Heimatsdorfes aufgeschlagen wurde, die bunten Puppen aufgetaucht und verschwunden.

Als Köhler in der Dämmerung wieder vor dem Schilderhause stand, spähte er zu den Fenstern empor, das Erscheinen einer Beamtenmütze erwartend. Er vermeinte, es müsse nach ihrem Auftauchen auch wieder die rauhe Stimme ertönen, die in der Heimat die eckigen Gesten der Drahtpuppen begleitet hatte.

Köhler war in Gedanken in der Heimat. Erst beschäftigte er sich damit, die Erlebnisse der letzten Zeit als Nichtsoldat zurückzurufen; dann tauchte Bild auf Bild der Eltern und Geschwister auf und allmählich verschwand das Dunkel der Höfe ganz und er sah auch nicht die flackernden Laternen längs des Drahtzaunes. Johann Köhler verbrachte den Rest der Nacht nicht vor dem Schilderhause der Strafanstalt, sondern in seinem Heimatsdorfe. Noch aber war es nur ein Erinnern und wunschloses Zurückschauen, noch war es kein Heimweh, das ihn bewegte.

Oft mußte er in seinen Gedanken eine Pause einschalten und mit der Wolle der behandschuhten Hände die erfrierenden Ohren reiben. Auf die wärmende Erinnerung an Heimat, Lampenschein und Sonntagsvergnügen legte sich die eisige Hand der Nacht und zwang ihn, im Laufschritt um das Schilderhaus zu eilen, die Hände in die Mantel taschen zu vergraben und die Beine im Paradeschritt zu schlenkern und niederzustampfen. Dann wieder stand er untätig da, im Kopfe eine ohnmächtige Leere. Und er begann die Sterne zu zählen, ohne damit zu einem Ende zu kommen. Unmutig wünschte er die Stunde der Ablösung herbei. Die Turmuhr grollte in den Hof herunter: Fünf!

Die Kälte wurde unerträglich, endlos die Minuten. Nach einer Stunde löste ein schlecht ausgeruhter Soldat mit hochgeschlagenem Kragen den bebenden, mißmutigen und schläfrigen ab.

Als der Posten Johann Köhler am Morgen wieder die Stelle betrat, deren Ausdehnung und Eigenschaften er nächtens auswendig gelernt hatte, bot sich ihm ein niegesehenes Bild: Die Sträflinge durften eine Stunde lang die unverfälschte Luft der Außenwelt in sich saugen, damit ihre Lungen für weitere dreiundzwanzig Stunden die Luft der kostbaren Atemzüge des Morgens nachahmen könnten.

Die erbärmlich klaffenden Fenster der geheimnisvollen Gebäude stierten auf den Hof hinunter, der vor Köhlers Schilderhäuschen war. Gleich einer Wiesenleiche lag die Fläche des Hofes da, die im Sommer wohl einen Garten vorstellen sollte.

Der Posten stand regungslos, und das Leder des Gewehrriemens schnitt in seine krampfhaft geschlossene Hand ein. Er glaubte noch zu träumen, schlimm zu träumen. Die Sträflinge schritten im Kreise herum. Am Anfang und am Ende der langen Reihe grauer Blusen, Hosen und Mützen stolzierten die Aufseher, warm in Pelze gehüllt, den Säbel umgeschnallt, in leeren Gesprächen.

Ein magerer Greis mit gelbem Gesicht, der als letzter humpelte, war nicht mehr imstande, sich dem Erwärmungstempo der anderen anzupassen. Köhler bemerkte, wie sein Blick ihn, den Posten, mit böser Hast streifte, dann an dem Holzgitter zu rütteln schien und müde, hoffnungslos auf den Fersen seines Vordermannes kleben blieb.

Seltsam, die Schar bestand aus sehr vielen Jünglingen, vielen Greisen und in der Minderheit aus reifen Männern. Nie in seinem Leben hatte sich Köhler einen Verbrecher, einen Sträfling, anders vorgestellt, wie als einen starken Mann mit faltiger Stirn, bösem Blick und bleichen Wangen. Hier aber waren Knaben noch, gerötete bartlose Gesichter, Zwanzigjährige, die flott einherschritten und mit häßlichem Lachen auf den Posten deuteten oder — wenn sie sich unbeobachtet fühlten — die Köpfe zusammensteckten. Dann waren

Greise da, weißbärtige wilde Gesichter von lebenslänglich Verurteilten; daneben Gewohnheitsdiebe, alte Männer mit verzerrten, schlauen Mienen, irrflackernden Augen und gestikulierenden Händen. Aber es war noch eine furchtbarste Gruppe da, die einen konzentrischen, bedeutend kürzeren Weg um die Mitte des Hofes zurückzulegen strebte: die Krüppel.

Es dauerte lange, bis der Soldat die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß auch sie lebten und kein gräßlicher, tagheller Traumspuk waren. Einer auf Holzbeinen stützte sich auf eines Einäugigen Schulter. Keiner war im Besitze aller für einen auf Flucht sinnenden Verbrecher unentbehrlichen Gliedmaßen. Sie schleppten sich in großen Abständen einher, mancher nach wenigen Schritten haltmachend. Sie waren wie die Schar der Sünden, die über die Erde schwankt. Sie waren eine Widerlegung des Alltagsglaubens der Menschen, daß Verkrüppelung die härteste Strafe sei und willenlos mürbe mache. Gerade unter ihnen befanden sich die Stammgäste des Zuchthauses: Einarmige, deren Linke das nachzuholen gestrebt hatte, was der Rechten zeitlebens verwehrt gewesen, Lahme, die immer wieder nach vollbrachten Diebstählen zu fliehen versuchten. Hier waren halbe Menschen, die doppelte Verbrecher waren.

Hin und wieder ein Jüngling in der Schar der Gesunden, der den Kopf hängen ließ und nicht aufzuschauen wagte. Burschen, die das erste Verbrechen hergebracht hatte, die bleich waren und beim Anblick des bewaffneten Postens zusammenzuckten.

Viele harte Blicke trafen ihn, viele vorwurfsvolle, viele flehende. Ein blasser dunkelhaariger Bursche zischte ihm zu: „Henkersknecht, Verräter, Feigling du!“ Andere riefen ihm höhnisch, Acht zu geben, daß sein Gewehr nicht losgehe. —

Das Resultat dieses Erlebnisses war ein furchtbares Gefühl von Trauer und Angst vor dem Leben, das Köhler

befiel. Furcht vor dem Leben, welches Menschen, die ihm glichen, denen er glich, zwischen diesen Mauern auf dieser Wiesenleiche hinzuschleichen zwang, nutzlos und überflüssig wie tote Dinge. Seine Gedanken wirbelten durcheinander. Er verwechselte sich mit den Sträflingen, er sah sich in der vergangenen Nacht im grauen Sträflingskleid durch den Hof traben, bewacht von einem frierenden Soldaten, der seine fassungslosen Züge trug. Die Kälte und Müdigkeit nach durchwachter Nacht vereinigten sich mit dem Mitleid für diese Verbrecher, mit Furcht vor ihnen, Furcht vor dem Militär, Sehnsucht nach der Heimat und einem mächtigen Drange, die Mauern zu überklettern und hinwegzufliehen von dieser Stätte und aus dieser Stadt . . .

Die Aufseher hatten ein Tagesereignis zu besprechen. Einer hielt die Morgenzeitung in Händen und las vor. Sie beachteten die Sträflinge nicht.

Da stimmte eine heisere Stimme ein Lied an. Nach und nach fielen die anderen ein, hohe und tiefe, furchtsame und freche Stimmen.

Der Posten reckte den Hals und lauschte. Nur einzelne Strophen des monotonen Gesanges vernahm er deutlich:

„— Sie stießen uns vor das Tor,
Als wir noch ehrlich waren.
Weh, daß mit zwanzig Jahren
Jeder die Freiheit verlor . . . . .

Und schwarze Fenster klaffen
Und blasse Hände zittern.
Wir recken uns wie Affen
Und rütteln an den Gittern . . . . .“

Da ging ein Stöhnen durch die Schar. Die Jüngsten ballten die Hände. Manche wiesen sie drohend dem bleichen Posten Johann Köhler.

„— Einſt öffnet ſich das Tor,
Und mit ergrauten Haaren,
Greiſe in jungen Jahren
Schleppen wir uns hervor.“

Die Turmuhr ſchlug neun. Die Aufſeher trieben unter drohenden Zurufen die Schar durch feſte, beſchlagene Türen in die Gebäude hinein. Der Geſang war jäh verſtummt.

Der Hof war leer.

Als die Ablöſung kam, fand man den Infanteriſten Johann Köhler ohnmächtig auf der Erde liegen. Er wurde in das Spital geſchafft und nach einigen Tagen als geheilt entlaſſen. Als er einen Monat ſpäter wieder im Strafhauſe Poſten ſtehen ſollte, entfloh er nachts zuvor aus der Kaſerne.

Anbruch der Nacht / von Franz Staude

Das Landſchaftsbild zerfällt in breite Stücke,
Der Zug der Dämmrung hemmt des Stromes Lauf.
Allmählich erſt verſinken Turm und Brücke,
Dann gehn die erſten Sternenzeichen auf.

Nun taucht mein Blick in die beglänzte Flut
Und ich erkenne ſie und grüß' vom Ufer
Die alte Stadt, die auf dem Grunde ruht.
Doch fremd ertönt das eigne Wort dem Rufer.

Zur letzten Fahrt halt' ich mein Boot bereit:
Bald iſt es Nacht! Die Bahn wird immer trüber
Und Licht um Lichtlein nimmt die Dunkelheit.
Dann fegl' ich einſam, doch gefaßt hinüber.

Das Leuchten des Todes / von Hugo Neugebauer

Heiterkeit, güldene, komm!
Du des Todes
heimlichster, süßester Vorgenuß!
Nietzsche

I

Noch einmal war Alastor gekommen und hatte sich des nämlichen Anblickes versehen wie am ersten und zweiten Tage. Agathon aber lag nicht, wie er pflag, sondern hatte sich aufgerichtet und saß lächelnd. In seinem Blicke war ein wundersames Glänzen wie es Alastor nie wieder erleben sollte weder am Himmel noch auf Erden. Er war so überrascht, daß er auf der Schwelle zögerte.

„Du wunderst dich", hub Agathon an, „mich so ruhig und heiter zu sehen, wähnest wohl, ich fühlte mich genesen? — Du täuschest dich, Freund, ich sterbe!"

„Agathon!"

Agathon winkte Alastor und hieß ihn sich setzen. Alastor ließ sich zu Agathons Füßen nieder und blickte dem Freunde traurig in die Augen.

„Warum trauerst du, während ich mich freue?" fragte Agathon. „Siehe, ich habe heute morgen ein großes Glück gefunden und wollte es mit dir teilen, auf daß auch du meines Glückes genießen möchtest in der Stunde deines Todes. Und nun finde ich dich nicht bereit, mein Gastgeschenk zu empfangen."

„Von welchem Gastgeschenk sprichst du, von welchem Glücke, Agathon? Ich höre, daß du den Tod vor Augen hast, ich hab ihn erblickt durch dein Lächeln und den Glanz deines Auges; wie magst du dich, wie mag ich mich da freuen, Agathon, da wir den Glauben nicht haben und nun Abschied von einander nehmen sollen auf Nimmerwiedersehn?"

„Du irrſt, Alaſtor, glaube mir, du irrſt! Auf der Schwelle des Todes werd ich dich heimſuchen, wie du mich heimgeſucht haſt heute und hier.“

Alaſtor lächelte ſchmerzlich.

„Biſt du deſſen ſo gewiß, Agathon, daß du dein Pfand wirſt löſen können?“

„So gewiß wie meiner ſelbſt, Freund. Ich erwarte dich mit dem Lichte, das mich heute morgen erleuchtete. Mein Leben war Finſternis bis mir dies Licht aufging und den Weg beglänzte, den ich verloren hatte am hellen Tage. — Du blickſt mich verwundert an, meinſt wohl ich ſei von Sinnen? — Nein, Alaſtor, ich bin nicht wahnſinning, auch war es kein Traumgeſicht. Offenen Auges lag ich, lange wach geworden und dachte meinem Leben nach als was ganz Abgetanem, mit dem mich nichts mehr verband als die Erinnerung. Und als ich ſo da lag und nachdachte, ſiehe, da zuckte auf einmal die große Freude des Todes durch mein Herz und im Aufblitz eines wunderſamen Lichtes vor dem Auge meines Geiſtes verſchwand mein Leben aus meinem Gedächtniſſe wie ein Traum, deſſen man ſich nicht mehr erinnert beim Aufwachen. Ich weiß: es war, aber was es war, hab ich vergeſſen.“

„Und was erblickteſt du im Aufblitz des wunderſamen Lichtes, Agathon? Erblickteſt du die Geſtalt des Todes, der dein Herz durchzuckte als große Freude, wie du ſagſt? Oder war es das vollkommene Leben der Gläubigen nach dem Tode, das du ahnteſt im zuckenden Aufblitz deiner Freude?“

Der Sterbende ſchüttelte das Haupt.

„Nein, Alaſtor, nicht den Tod und nicht das Leben erblickte ich noch irgendwas, das der Blick erfaßt und der Geiſt erkennt oder ahnt außer ſich. Ich ſah vermöge eines Lichtes, das ich nicht ſah, in dem ich nichts erblickte, und freute mich darüber. Ich hätte aufjauchzen mögen vor Entzücken, aber

mein Entzücken war so groß, daß ich verstummte, überwältigt von der Macht meines Gefühls. Auf einmal war es mir ganz klar, weil ich es erkannt hatte in dem unsichtbaren Lichte meines Todesgefühles, daß das Sterben die höchste, die reinste Wonne des Lebens ist. — Siehe, mein Freund, diese Erkenntnis ist das Gastgeschenk, das ich dir reichen möchte von der Schwelle des Todes.

Alastor lächelte matt:

„Dank dir, Agathon, ich will dein Geschenk bewahren als kostbares Andenken an den edelsten meiner Freunde. Vielleicht gereicht es mir zum Troste in der Stunde meines Todes, wie es dir zur Freude gereichte."

„Du zweifelst, Freund, du meinst, meine Freude könnte dir vielleicht zum Troste gereichen? - Wie kann Freude jemals zum Troste erschwachen? - O dann, wenn du das glaubst, Alastor, dann hast du dich niemals gefreut!"

„Wie sollte ich, da ich doch lebe?"

„Du hast recht, ich vergaß —"

„Dennoch, Agathon, kann ich an die Freude des Sterbens nicht glauben. Ungläubig bin ich, du weißt es, ein Zweifler am Leben und am Tode unstät, mein Name bezeugts. Mein Name ist mein Schicksal: Alastor heiß ich, Alastor bin ich. Warum? Ich weiß es nicht. Kein unsühnbarer Frevel befleckt mein Gewissen. Mein Name ist Torheit und doch sagt er die Wahrheit. Wie töricht die wahrhaftigen Götter sind!"

„Alastor!"

„Rufe du nur, du überrufest mich nicht! O Agathon, ich leide an meinem Rufe, den ich nicht höre, wie du dich des Lichtes freutest, das du nicht sahst. — — — Nein, nein, ich will dich nicht enttäuschen, nicht betrüben, nicht in dieser Stunde. Aber wer bezeugt es, daß es nicht die letzte, die höchste und reinste Freude des *Lebens* war, die du fühltest im aufzuckenden Blick, der nichts mehr erblickte? — Wo ist einer, der da zu scheiden wüßte das Leben vom

Tode, zu erkennen, was noch jenem angehört und was schon diesem? — Lebtest du denn nicht, als du die Lust des Todes empfandest? Wie kann denn Tod im Leben sein, mein Freund?"

„Wie kann das sein, ja wie —? Ich hätte die Freude des Todes erlebt? — Den Tod erlebt? — O Alastor, deine Zweifel!"

Der wundersame Glanz seines Blickes war erloschen. Alastor sah hin und erschrack:

„Weh mir Unseligen! — O ihr weisen Götter!"

Verhüllten Angesichts enteilte Alastor und verließ die Stadt durch das abendliche Tor. Auf die Stirne der Nacht drückte der Morgen den bleichen Todeskuß. Im Asklepieion krähten die Hähne.

Agathon wälzte sich keuchend auf seinem Sterbelager.

„O Alastor, deine Zweifel!"

Und dann:

„O du, du, warum hast du das Licht meines Auges ausgeblasen? — Ich hab ihn überlebt, meinen Tod überlebt! — O ihr Götter, ihr Götter, warum ließet ihr mich nicht sterben, getroffen von dem zuckenden Aufblitz meiner Freude? Warum mußte ich leben, bis der da kam, mich zu töten mit seinem gräßlichen Zweifel? — O Alastor, unstäter, ruchloser Büßer für das Verbrechen deines Lebens, das du begangen hast in der Stunde meines Todes! Alastor, Mörder meiner Seele, verflucht seist du, verflucht, verflucht!"

II

„Wie lange noch?" hatte Alastor den Arzt gefragt.

„Eine Nacht und einen Tag."

Und nun neigte sich die Sonne des Tages. Ueber Akrokorinth schwebte ihr rotglühender Ball und an das Tor des morgendlichen Berges pochte leise die Nacht.

„Das Verborgene tritt hervor."

So ſagte Alaſtor zu ſich ſelbſt. Er ſagte es lächelnd, denn er glaubte nicht daran.

„Vielleicht ſterbe ich, vielleicht auch nicht. Man weiß ja nichts, gar nichts weiß man.“

So lag er über eine Stunde und dachte allem nach, was er getan hatte und was ihm begegnet war. Und er fand alles zweifelhaft, das Gute wie das Schlechte, das Glück wie das Unglück. Mächtiger denn je erhob ſich der Zweifel in ſeinem Gemüte und nahm vor ſeines Geiſtes Auge göttliche Geſtalt an. Und Alaſtor der Stolze beugte ſich vor ihm als dem wahren Gotte ſeines Lebens.

Als aber die Dämmerſtunde vorüber war, da kam es auf ihn zu. Geradeswegs aus der Nacht, aus dem Herzen der Nacht kam es auf ihn zugeſchritten und ihm ward, als bebte die Erde unter dem Tritte des Nahenden. Aber die Erde bebte nicht, nur Alaſtors Herz erzitterte.

Er riß die Augen auf: der Gott war verſchwunden. Alaſtor erſchrak, taſtete um ſich:

„Licht!“

Er hatte große Angſt. Es war ſo gewiß, was jetzt auf ihn zukam mitten durch die Nacht: die Gewißheit erſchreckte ihn, daß da kein Zweifel mehr war. Er rief ſeinen Gott an, den erhabenen Gott, der ihn getröſtet und aufgerichtet hatte, als es noch dämmerte. Aber der Gott gab keine Antwort. Ohnmächtig war Alaſtors Gott vor der Macht, die jetzt durch die Nacht geſchritten kam geradeswegs auf ihn zu.

Da geſchah es, daß Alaſtor an dem Zweifel zu verzweifeln begann vor dem Angeſichte der Gewißheit und den Gott ſeines Lebens verleugnete auf der Schwelle des Todes.

Vor ſeinen Augen ward es Licht. Er wurde der Geſtalt des Agathon gewahr, ſeines ſeligen Lächelns, des wunderſamen Glanzes ſeiner Blicke, den er ſo oft geläſtert hatte mit Zweifeln, fühlte tief in ſeiner Seele die Inbrunſt des

Glaubens an den Blick des sterbenden Freundes:

„O Agathon!"

Noch niemals war er so ruhig, so heiter gewesen wie jetzt, da er das noch einmal erlebte. Hatte er nicht soeben den Fuß auf die Schwelle gesetzt und stand, überrascht von dem unerwarteten Anblick?

Nie in meinem Leben sah ich solch einen Glanz weder am Himmel noch auf Erden wie jetzt in deinem Auge, mein Freund. — Du lebst, Agathon? Ich wähnte dich tot! — Doch das war wohl nur ein Traum.

Er lächelte vor sich hin:

Wie doch alles wiederkehrt! — Ich glaubte das vergangen und doch ist es da, bist du da mit deinen seligen Augen. O du —! — Was ist das?!

Agathons Gestalt war verschwunden, erloschen der lächelnde Glanz des Traumes. Alastor war wieder allein. Irgendwas war noch da, etwas Unsichtbares, Unfaßbares, fürchterlich Feindseliges, ganz nahe.

Auf die Stirne des Sterbenden trat der kalte Schweiß der Todesangst:

„Licht! Agathon, Licht! — Hörst du? — O du — Treuloser!"

Hugo Neugebauer Selbstmord

Noch einmal, eh das Meer in sich versinkt,
das sturmempörte einst, nun dumpfes Blei,
von des Geschicks Gestirnen starr umringt,

reckt es sich auf und inselt wild im Schrei,
der himmelwärts vom Grunde sich versteilt,
den höchsten Ton erschrillt sich Raserei.

O Himmels Wunde, die kein Wunder heilt,
wenn solch ein Schrei dein Erzgewölb durchstößt,
an dem Jahrtausende sich grau gefeilt,

wenn sich ein Mensch mit eigener Hand erlöst!

Fritz Lampl / Stimmen aus der Nacht

Alle Geschöpfe haben im Rücken das Dunkle
Und umfassen das Lichte,
Und der unendliche Lebensatem gibt ihnen Einklang.
Laotse

Stimmen der Tiefe:

Unter allem Leben ist ein dunkler Sinn.
Manchmal träumst du ganz erstorbene Gänge,
Viele Brunnen, viele Fackeln sind darin,
Und du hörst urahnende Gesänge,
Trinkst in diesem dumpf verworrenen Schacht
Unbewußt das körperlose Leben
Und du weißt es: ewig aus der Nacht
Muß das Licht der Zukunft sich erheben.

Stimmen der Höhe:

Ueber allem Leben ist ein helles Ziel.
Und von allen Kämpfen, die dich lieben,
Ist dir Müdem als ein altes Spiel
Immer nur ein neues Ziel geblieben.
Und die Sehnsucht ist ein schwerer Traum,
Und die Hoffnung ist ein leichtes Kissen;
Dieses glaube: über deinem Raum
Schweigt das Göttliche und stirbt das Wissen.

Die Stimmen im Einklang:

Zwischen Nacht und großer Helle
Taumelt jegliches Getier,
Und mit grenzenloser Schnelle
Ist es dort und ist es hier.
Alle Träume sind verdunkelt,
Jede Hoffnung ist im Licht;
Doch im All, von Welt umfunkelt,
Thront der Herr und scheidet nicht.

Über Essays von Karl Hauer*) / von L. E. Tesar

Wer ein Buch besprechen will, sollte fähig sein, sich dem Buch völlig hinzugeben. Nicht eigene Gedanken hervorzukramen, sondern sich in die des Autors schmiegend einzudenken. Mir mangelt diese Eigenschaft. Ich bespreche Hauers Buch trotzdem, weil ich in unserer dogmenverlogenen Zeit vor genügend viele Köpfe stoßen möchte, sie zur Lektüre zu treiben — möge diese sie zum Widerspruche reizen oder sie befriedigen. Hätte unsere Zeit Kultur, wäre jede Besprechung in drei kurzen Zeilen abgetan. Diese Sachlichkeit wird möglich sein, wenn die Waschzettel der Presse und Verleger ungelesen in den Papierkorb fliegen, die Plakate der Buchhändler den Anschlagsäulen nicht Raum für Wichtigeres nehmen dürfen. Ich glaube, daß ein Unterschied zwischen Besprechung und Kritik – echter Kritik – vorhanden ist; glaube, daß jene eine Beschreibung — eine im angedeuteten Sinn schmiegsame Beschreibung —, diese ein Kampf ebenbürtiger Potenzen ist. Die Kritik, die sich mir zwischen die Besprechung drängt, will ich darum nicht als Schulmeisterei aufgefaßt wissen; sie ist die flüchtige Skizzierung der Ansichten, die ich von jenen Dingen habe, die den Autor beschäftigen. Der Autor eines guten Buches hat niemals Unrecht, aber die Weltbilder im Kopfe eines tüchtigen Autors und eines tüchtigen Kritikers können nicht kongruent sein.

Hauers Gegenstand ist das Leben schlankweg. Er untersucht dessen Entwicklung (vom Kinde zum Erwachsenen), dessen Polarität (Mann, Weib), dessen Ausdrucksform (Fröhlichkeit, Rausch, Erotik, Grausamkeit), dessen Ausdrucksmittel (Arbeit, Geld, Kleidung, Theater). Der gemeinsame Grund

*) Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen. Essays von Karl Hauer. Verlag Jahoda & Siegel. Wien und Leipzig.

aber, auf dem alle seine Gedanken und Urteile ruhen, das Ziel, in dem alle seine Schlüsse und Imperative münden, scheint mir der Gegensatz zwischen Mann und Weib, oder wie Hauer sagt, die Suprematie des Mannes über das Weib. „Die Führung des Lebens ist eine Schöpfung des Mannes". Der Mann ist der Besonnene, der aus Ueberlegung Selbstbeherrschte. (Einer solchen Auffassung muß der Beiname Goethes, des in sich ruhenden und ruhigen Goethe, als „eines großen und ewigen Kindes", als armes literaturgeschichtliches Geschwätz erscheinen, das an der Menschenkenntnis Napoleons — „er ist ein Mann" — zerstiebt.) Das Weib ist das höchste Kulturwerk und Kunstwerk des Mannes, von ihm geschaffen, aus der Umarmung immer neue Erdkraft zu holen für neue geistige Betätigung. Der Gegensatz Mann-Weib wird so zum Gegensatz Erde-Gedanke. Die männliche Hochstufe des Für-sich-selber-stehens ist der Masse unerklimmbar. Die bildet nur den breiten, freilich notwendigen Klotz, auf den der in sich gekehrte, geistige Mann sich schwingt. Die Gesundheit dieser Masse wird gefährdet, wenn sie demagogischen Stimmen Gehör gibt, sich mit ihr fremden, geistigen Werten unter dem Schlagwort „Gleichheit" den Magen verdirbt, ihren patriarchalischen Zustand von Demokratismus und Nihilismus verliert, aus der Masse ein „Gesindel" wird. Die „Familie" zermürbt den großen Mann, die vielen kleinen Männer verlumpen ohne Familie. Der Fortschritt der Demokratie macht aus der „sozialen Synthese" einen Zerfall der Arbeiter, der Bürger soll „fröhlich" sein; er, der sich nicht selbst erleben kann, muß sich für die Einordnung und Unterordnung unter das von ihm nicht zu verstehende Weltgeschehen durch innere Fröhlichkeit entschädigen. (Der geistigen Reife ist diese Fröhlichkeit von selbst immanent.) Die breite Masse braucht als soziales Rückgrat des gesellschaftliche „System", die feste Schichtung. (Der Mann über der Masse hat das System

in sich). Liberalismus und Sozialismus sind daher eine Korruption, die Journale die unseligste Erfindung. Der Mensch in der Masse kann niemals politisch „frei" sein (weil er nicht „menschlich" frei sein kann). Die Besitzenden betrügen ihn durch das Geschenk „politischer Rechte", da die ihn um so leichter auszusaugen erlauben. „Frei" ist nur einer — der spartanische Mann. Der Mann, der die zentrifugalen, die fanatischen Triebe aus sich geschaltet hat. Alle Mühen, den (durch den Gegensatz Mann-Weib bedingten) Gegensatz zwischen Mann und Menge zu verwischen, zerstören die organische Stärke beider. Der denkende Mann kann so wenig an den kleinen Freuden teil haben, wie sich Wissenschaft und Kunst zwischen das Volk tragen lassen.

*

Hauers verschiedene Seiten scheinen einander zu widersprechen. Der Leser, der eben geglaubt hat, er habe den Autor verstanden, empfindet leicht auf der nächsten Seite eine Dissonanz zwischen seinem Verständnis und dem Buche. Dieser Leser täte gut mit wiederholter Lektüre. Hauer sieht die größte Bedeutung des Menschen in seinem erlebten Dasein, im Dasein ohne Geste, im Dasein als reine, als naive Erscheinung, wer das nicht erfaßt, wird sich in dem Buch nicht auskennen und wird dort einen Widerspruch in den Gedanken spüren, wo die nach letzter Synthese streben. Hauer huldigt dem Priester, bald darauf verhöhnt er den Priester. Er huldigt dem Manne, der — als ein dem Geist hingegebener Einsamer — Herrschermacht in sich fühlt; verhöhnt den Schreier, der die Dummheit des Gesindels nutzt. Er lacht unsere Gebildeten aus, weil sie geistig zu feig sind, jenen zu begreifen; lacht sie aus, weil sie stolz sind, diesen zu begreifen. Er will mit dem Bequemen so wenig zu tun haben, wie mit dem Lobpreiser der Arbeit. Er hat die schärfsten Worte gegen die Bildung und die feinste Verteidigung der Bildung — „sie habe Vorurteile" (und der Ruhm nicht weniger

Schriftsteller, Künstler, Gelehrter rühre nur von ihrem Mangel an Bildung her, der sie nicht hindert, dreist in den Tag hineinzuschwätzen.) Ihm ekelt vor dem „Kunstknecht" und ihn lockt der „Künstler". Ich wiederhole es: Diese Antithese ist Einheit. Hauer verspottet alle Krämpfe, sich über sich selbst und die organische Klasse zu heben, weil ihm als Ausnahmsmensch einzig der Schöpfer neuer, noch nicht gewesener, noch von Keinem erlebter Organismen gilt; er lehnt die Ausschweifung und den Fanatismus ab, weil er die Sinne und die Leidenschaft heiligt; er erkennt die Fröhlichkeit als das kostbare Gut der vielen Menschen an, weil er äußerliches Elend und die Unmöglichkeit des Verstandenwerdens als Lebensgrundlage des Schöpferischen (beinahe) fordert. Das Leben des Unkünstlerischen zeugt sich in seinen Werken fort, er selbst ist nichts; „frei" (im demokratischen Sinne) geworden, wird er sich selbst Hindernis; sein Daseinswert ist bloß in der restlosen (und dadurch fröhlichen) Hingabe an die soziale Tat. Der Künstler zeugt sich in Künstlern fort, seine Werke sind dem Untergange geweiht. Es ist ohne Belang, ob ein Dichter auch wirklich „Gedichte" macht.

*

Hauer begründet den Herrenmenschen, den Selbstmenschen, mit fast naturwissenschaftlicher Methode. Er induziert seinen Imperativ — „Verbrauche dich!" „Der Besitz gewinnt seinen Wert erst, wenn er verbraucht wird!" — aus Erfahrungen, aus Tatsachen, die er nach Erlebnissen beschreibt oder von denen er berichtet oder nach denen er wenigstens sucht. Natürlich kann Hauer dieser phänomenologischen Denkart nicht bis in die letzte Zeile treu bleiben; sie verhinderte ihn, Gebote (Imperative) aufzustellen, und er will das (trotz seiner bösen Worte gegen die Ethik). Seine Untersuchungsweise aber offenbart sich besonders deutlich in der Vorsicht der Schlüsse, in der sorglichen Sichtung des gegebenen Materials, in der Freude an der geordneten

Abbildung einer (beschriebenen) Erscheinung, in der rücksichtslosen Kritik der „Zweckmäßigkeit" der Welteinrichtung. Ich will nicht mißverstanden werden: – nicht etwa, daß Hauer die Erscheinungen und die Gesetze des Lebens zu einer naturwissenschaftlichen Disziplin machen will, sondern er arbeitet naturwissenschaftlich, um die Erscheinung des Lebens, des Menschen, rein auseinander zu wickeln. Er singt den Triumph der Logik, der abstrakten Begriffe, des geistigen Fortschritts. „Der menschliche Intellekt besteht aus . . . einem Reich der Instinkte, einem dunklen, plump und fest gefügten Keller vergleichbar; aus einem Reich der Phantasie, einem Erdgeschoß im Halbdunkel, mit vielen Gemächern und von unendlichem Kram erfüllt; und aus einem Reich der Abstraktion, einem hellen Obergeschoß mit saubern, blitzblanken, amerikanisch-nüchtern eingerichteten Zimmern. Wie nun für einen Gentleman, der an zweckgemäßen Komfort und penible, durchsichtige Sauberkeit gewöhnt ist, der Aufenthalt in dumpfen Kellern und Höhlen horrible ist, so ist umgekehrt einem Troglodyten oder einem . . . Boheme der Aufenthalt in einem Raum von glatter Zweckmäßigkeit und strengster Reinlichkeit ein Greuel. Dem Licht ist das Dunkel Feind, dem Dunkel das Licht! Der Mensch aber, der nacheinander Troglodyt und romantischer Boheme war, ist seit einem sehr langen Zeitraum fieberhaft und qualvoll angestrengt, sich dem neuaufgebauten, amerikanisch-zweckmäßigen Obergeschoß seines Intellekts anzupassen. Er ist während des größten Teiles seiner wachen Zeit damit beschäftigt, die Einrichtung dieses intellektuellen Appartements auszugestalten. . . . Es gilt, den Kreis der Beobachtungen zu erweitern, aus unzähligen Erfahrungen allgemeine Urteile zu gewinnen, diese untereinander und mit den vielen älteren Empfindungen und Begierden in Einklang zu bringen, die so gewonnenen Einsichten immer wieder zu revidieren . . ." – Habe ich bisher (aus Gründen, die die ersten Sätze enthalten)

überall Hauers Meinung wiedergegeben, ist mir dieses Lob der Logik zu sehr entgegen, um hier meine Ansicht zurückzuhalten. Ich zitiere aus einem Essay, den ich vor einem Jahr vollendet: „Was ist Logik? Gesellschaftliche Gewohnheit, gesellschaftliche Uebereinkunft; Beschränkung des Einzelnen, nicht aus der Vielheit hervorzubrechen. Alle Einteilungen, alle Definitionen, alle Namen nützen dem Ich selbst nichts. Sie bringen seinem Geiste nicht den Frieden, seinen Sinnen nicht die Freude. Wären nicht alle Einrichtungen der Gesellschaft darauf angelegt, in ihren Mitgliedern von der ersten Kindheit an die Fragen und die Not des Ich zu ersticken durch immer neue und neu zu ordnende Haufen rubrizierender Zettel, die Logik gälte als die schäbigste aller gemeinschaftlichen Dirnen. Durch sie wird der andere dem Ich nicht zur Auslösung einer Arbeit, sich von jenem (dem andern) nicht befriedigen zu lassen, sondern zur Auslösung der Bemühung, jenem zu Willen zu sein. Der Samenstrang mag den Mann zwingen, eine Dirne zu gebrauchen, die Kultur seines Hirns und seiner Nerven wird entscheiden, ob er die Dirne Huckepack durchs Leben trägt."

*

Die glücklichsten Kapitel scheinen mir die über den Zyniker, die Kleidung, die Grausamkeit.

Hauer hat die Gabe, die die Literaturschmöcke so gern einander zuschreiben — in zwischengeschobene kurze Sätze die genial gezogene Summe von Erfahrung und Denken zu pressen. Er charakterisiert in einem eingeklammerten Satz die großen russischen Romanschriftsteller: in ihnen sei die Fähigkeit „Genie" geworden, „einen sozusagen außerirdischen Blick auf das uns umschlingende und von uns umschlungene Leben zu werfen."

Hauer will den besonnenen Menschen; dennoch sind viele Seiten von revolutionärer Wucht. Wenn er die „allgemeine" Arbeitseinstellung fordert (er klagt die Sozialdemokratie an,

daß sie diese verhindere), wenn er die Freiheit des Mannes gegen die Ehe verteidigt.

Hauer und ich gehen oft sehr verschiedene Wege. Trotzdem bin ich im Buch einzelnen Ansichten begegnet, die ich mir fast wörtlich ebenso formuliert habe. Ich bin von meiner ursprünglichen Absicht abgekommen, Parallelstellen wiederzugeben; ich weise aber darauf hin, als auf ein Zeichen der Notwendigkeit und Wichtigkeit von Gedanken, die von verschiedenen, sich unbekannten Männern an verschiedenen Orten zu demselben Ende gedacht werden.

*

Zwei der Auffassungen muß ich besprechen, die ich anders als das Buch gestalte.

Ich vermisse zunächst in Hauers Beschreibung ein Ding: den Einfluß der Rasse. Ich vermag nicht wie er im „Christentum" die Ursache zu sehen, die aus der freien Erotik der vorchristlichen Völker eine verquälte und quälende Erotik der christlichen Völker modelte. Die Nordländer — ich meine damit Germanen, Slaven, Kelten — sind meist anderer Erotik nicht fähig. Sie hatten die schon, bevor sie sich um das Christentum gekümmert. (Die Geschichte der Wikinger, Schotten, Norweger, Tschechen verrät es.) Die Nordländer, die Christen wurden, wurden weniger durch das Christentum geändert, sie nahmen das an, weil es ihrer Natur paßte, und änderten es, wie es ihrer Natur paßte. Die griechische und nordische Hetäre trennen nicht die Religionen, sie trennt das verschiedene Blut. Der Grieche sieht hinaus, der Nordische in sich hinein. Die Schotten saßen um ihre einsamen Moore, starrten in die trüben Lachen, sannen über grausame asketische Märchen und Sagen, lange ehe das Kreuz sie erreichte. Meine Erfahrung sagt mir, daß wir roh lachen und bitter lächeln, niemals aber heiter lächeln können, wie das vielleicht die Griechen gekonnt. Ich schreibe „vielleicht", denn ich traue auch nicht allzusehr der

Meinung von der „freien griechischen Hetäre“ (obschon sie sehr viele Bekenner hat). Ich wage die Behauptung: die Konstruktion des Gegensatzes zwischen Griechentum und nordischem Christentum sei ein bedenklicher Bildungsirrtum unserer Zeit. (Möglicherweise gerade jener liberalen, platten Skepsis, die Hauer bekämpft.) War nicht Herakles, der große Dulder, griechischer Nationalheros? Und Odysseus? Müssen nicht griechische Götter und Helden immer wieder Freude mit Leid bezahlen? Geht nicht Sokrates in den Tod durch eine fast christliche Resignation und Standhaftigkeit? Ich zitiere nicht erst das christliche Wort der Antigone, ich erinner nur an die Herakles-Tragödie des Euripides — „alles Mensch-Sein ist Elend-Sein.“ Und mußte nicht Aspasia, die Hetäre, schließlich einen Seifensieder oder so etwas ähnliches heiraten? Ich glaube fast, die Hetäre sei zu allen Zeiten gleich frei und gleich unfrei gewesen, wie der in sich geschlossene, einzelne Mann. Auch hat die christliche Zeit Hetären, die gewaltiger wirkten und zerstörten als die griechischen. Man täusche sich übrigens nicht im asketischen Charakter des Christentums. Die Gestalt Christi selbst ist nicht asketisch, sie ist ein starkes „Ja“ und zwar manchmal ein schroffes. Christi größte Bekenner aber umfaßten alle männlichen Möglichkeiten — vom Besonnenen zum Fanatischen, vom Klugen zum Aufopferungsfähigen, vom Standhaften zum Erregbaren.

Völlig unberührt von dieser Kritik der Psychologie des Keuschheitsbegriffes bleibt Hauers grandiose Auseinandersetzung der verderblichen Wirksamkeit einer (Hauer sagt „der“) Keuschheitslehre. Durch diese „wird das Weib, dessen *ganzes* Sein durch die Sexualität bestimmt ist, durch eine künstliche Strömung seines Lebensquells nicht verfeinert und kompliziert, sondern desharmonisiert und zerstört oder entwertet. . . . Die Predigt der Keuschheit erfüllt heute das ganze Leben mit widerlicher Heuchelei und fördert die ver-

steckte und verkrochene Erotik. Sie erzeugt Onanie und Pornographie, ein ausbeuterisches System der Kuppelei und verschärfte die Sklaverei der Prostitution."

Das andere ist das:

Hauer lehnt eine Philosophie ab, die wesentlich nur ein offener oder versteckter Trost ihrer Anhänger ist. Aber die Philosophie kann füglich auch nicht das werden, was ungefähr der Gegensatz des Trostes ist. Sie wird dann zynisch. Das heißt — ich benutze Hauers scharfe Analyse des Zynischen — sie stellt wohl Verzweiflung und Wissensunmöglichkeit des Menschen überall und immer schamlos zur Schau und weidet sich an deren Betrachtung, übersieht aber — in plebejischer Unzulänglichkeit — den besten Teil im Menschen, dessen menschlichen Teil (der eben die Blöße — und anderes ist Verzweiflung und Wissensunmöglichkeit nicht — als Blöße empfindet). Für Hauer wird das Weltbild schließlich zu einem dialektischen Prozeß. „Erst im Widerspiel zweier Triebe, eines abgrenzenden, einschließenden und eines verbindenden, überfließenden, eines atomisierenden und eines kosmischen, eines individuellen und eines genialen, erst im Widerspiel dieser Triebe gebiert sich das Leben." (Das Widerspiel von „atomisierend" und „kosmisch" ist für mich aus logischer Einteilung hervorgegangen, ja selbst eine logische Einteilung; darum nenne ich ein solches Widerspiel einen dialektischen Prozeß.) Hauer fordert: Verbrauch dich in diesem Widerspiel, verbrauch dich als dessen Teil. — Dialektische Folgerungen gleiten am Leben einfach ab. Sie geben ihm nicht Trost, sie geben ihm nicht Halt, sie lösen keines seiner Rätsel. Ihr logischer Imperativ verliert seine suggestive Kraft, wenn der Sich-verbrauchende einmal vor die Frage kommt: „Wozu soll ich mich verbrauchen? — Was kümmert mich das Widerspiel?" Oder wie Strindberg sagt: wenn der Mensch plötzlich die Stange losläßt an der er geturnt hat, der

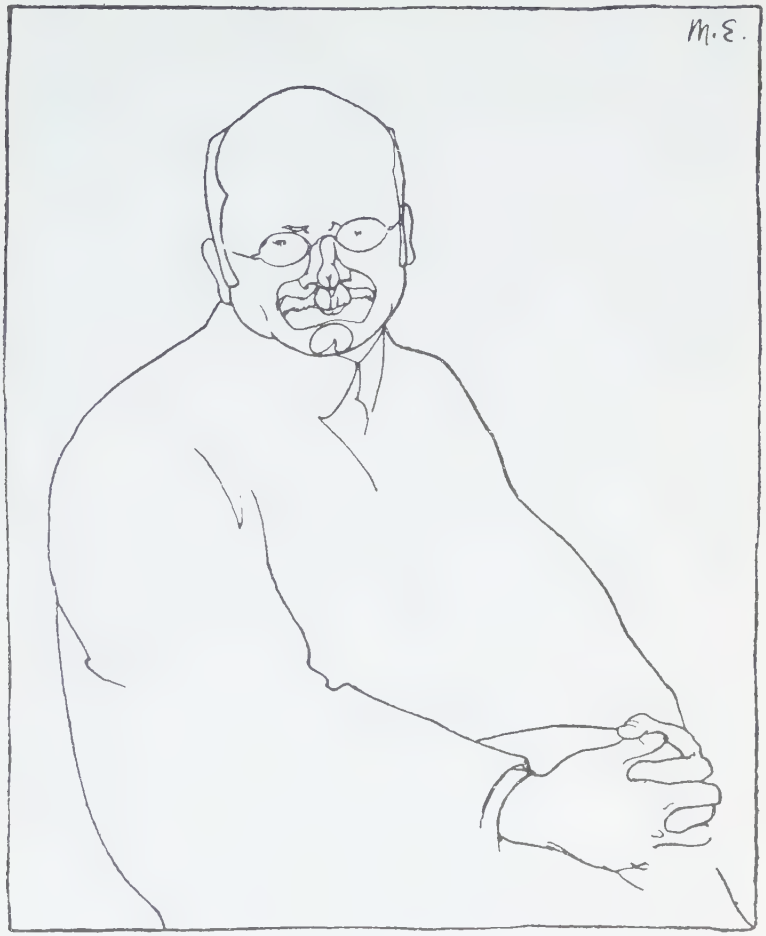
Schauspieler aus der Rolle fällt. (Diese Frage „Wozu?“ dulde ich nicht auf der gleichen Stufe wie das ästhetische Gelalle nach dem „Sinn des Lebens“; mein „Wozu?“ ist eine Frage, die sich der Mensch selbst stellt und auch selbst beantworten muß, ohne andere zu belästigen und von ihnen belästigt zu werden; der Aesthet schwätzt vom „Sinn des Lebens“ mit gleicher Oberflächlichkeit und gleicher Zungenfertigkeit wie von den Toiletten auf dem letzten théatre paré.) Soll der Rest des Lebens — *nach* der Frage „Wozu?“ — nicht Ekel sein, den am besten Selbstmord abkürzt, oder Hingabe an kindische Phrasen und Buchtitel („Arbeiten und nicht verzweifeln“, „Leben in innerer Schönheit“), muß im Weltbild des Menschen (des Eigenen und des Massenteils) an Stelle der dialektischen Lösung, die sich trotz ihres Sträubens im Grunde mit einer *Betrachtung* des aufgezeigten logischen Widerspruches begnügt, eine *konkrete Macht* treten. Diese Macht ist nichts anderes als *Gott*. Schlechthin *Gott*, die Spottsache jedes freisinnigen Mauls. Dieser Gedanke liegt Hauer durchaus nicht fern; er zitiert auf einer Seite das Wort von Karl Kraus: „ein Hilfslehrer der Physik ist heute jedem Verkünder Gottes über“ und er findet die Genies nur dadurch Genies, daß sie von Gewalten gemeistert werden, die *nicht in ihnen* als Individuen sind; er weicht aber in dem letzten, dem zusammenfassenden Kapitel vom „Weltbild“ aus dieser *Erfahrung in bloß logische Konstatierungen* hinüber. Ich belege mit dem Wort „Gott“ keinen anschauungsleeren Begriff mit einem anschauungsleeren Namen (der Wörter-Baal der Theologen – nicht Priester – regt mich so wenig auf wie jener der Monisten), ich „empfinde“ und „denke“ Gott als ein sinnlich und geistig stark zu erlebendes Wesen. *Logisch* wird das Wesen keiner ergründen. (Ich teile darum auch nicht die beliebte und billige Meinung der Gegenwart, Schopenhauer als einen Ver-

irrten, wenn auch genial Verirrten abzutun, weil sein Weltbild vom gierigen, blinden, erbarmungslosen Willen „unlogische" Grundlagen habe; Schopenhauers Wille ist die prägnanteste Formulierung abendländischer Erkenntnis.) Der Mensch wird nur dann — in seinem besten Teil — einheitlich, wenn er sich von etwas besessen — besessen, nicht überredet — weiß, empfindet. (Diese Besessenheit kann vielleicht, in verfeinerter Form, eine solche des eigenen Ichwertes sein; für Goethe und Lionardo mag das gelten; wir tappen da im Dunklen, unsere Psychologen wissen viel von „Trieben" zu reden, mit der Psyche eines großen Menschen aber nichts anzufangen; existiert eine solche Besessenheit, nähert sie sich jedenfalls wieder der Skepsis.) Nicht nur der geniale Mensch, auch die Menschen, die das Volk bilden, brauchen ihre Dämonen. Eher können sie nicht fröhlich sein. Heute sind sie aus Gott gefallen, und Parteiprogramme haben sie aufgefangen; das Volk wird von seiner politischen und anderen Unkultur erlöst sein, wenn es Gott wieder findet.

Nacht / von L. E. Tesar.

Du schwingst die Hämmer, doch der Tag
Hockt hinter dir, geduckt zu neuem Sprung.
Du preßt der Menschen Leid in stumme Schale,
Weit wie des Meeres Saum, eng wie des Nachens Planke.
Und stößt der Seele wirrer Schrei im dunklen Raum
Erfüllungsgierig auf zu deinem Zelt —:
Du schweigst. Tot leuchten deine Sterne, kreisen —
Von ihrer Ordnung erdwärts kehrt mein Ruf und Schmerz.

(gez. von Max v. Esterle)



Maler Rudolf Nissl

Ein Traum und seine Deutung

Ich hatte Dr. Wilhelm Stekels neuestes Buch „Träume der Dichter" gelesen, da suchte mich schon in der zweitnächsten Nacht ein höchst merkwürdiger Traum heim, den ich wegen seines allgemeinen Interesses hiermit veröffentliche. Die Deutung habe ich nach der Methode Dr. Stekels selbst vorgenommen, weil sie sich von der des Professors Freud durch mehr Großzügigkeit und Beweglichkeit vorteilhaft unterscheidet. Es liegt in der Natur der Sache, daß ich mich hier nur mit einem Teil dessen begnüge, was sich aus dem latenten Trauminhalt zum Licht des Bewußtseins heraufheben ließ. Vieles mußte ungesagt bleiben, weil der Deutungsfuror mich manchmal allzuweit in die Tiefe entführte und weil manches von dem Gefundenen geeignet ist, das Ansehen des Analysierten in den Augen aller psychoanalytisch Ungeübten herabzusetzen, zu welchem Opfer ich ja eigentlich nicht einmal vom wissenschaftlichen Standpunkt verpflichtet bin.

Der Inhalt meines Traumes ist folgender: Mir war es als ginge ich im Wurstelprater spazieren und betrete den Wirtshausgarten „zum weißen Ochsen"; später erscheint mir der Ort wie ein Tanzlokal. Am Eingang steht ein Hausierer mit seiner schwarzen Schachtel, aus der er mir nach und nach Hosenträger, Manschettenknöpfe, Gummispezialitäten und Aktphotographien anbietet. Ich kaufe nichts und gehe an ihm vorbei. Im Garten bemerke ich eine Menge von Dichtern und Schriftstellern — lebende und längst verstorbene. Ein Kellner fragt nach meinen Wünschen und ich bestelle Milch. Kaum steht das Glas auf meinem Tisch, so wird von einer üppigen Iglauer Amme ein Säugling hereingebracht. Er hat zu meinem Erstaunen einen bärtigen Gelehrtenkopf, in der Hand trägt er ein kleines Kinderspazierstöckchen. Zuerst verhält sich das Kind ganz ruhig, sowie aber im Tanzsaal die Musik ertönt, erwacht der Säugling und fängt zu schreien an. Die Iglauerin steht auf und wiegt den Kleinen, indem sie ihm fortwährend „Pß, Pß, Pß!" zuflüstert. Das Kind wird aber immer ungeberdiger, fuchtelt mit seinem Stöckchen herum und schlägt damit die Schriftsteller, die sich auf sein Geschrei um ihn versammelt haben. Sowie aber das Stöckchen einen Menschen auch

nur berührt hat, springt sofort ein wildes Tier, ein Verbrecher, ein Wahnsinniger u. dergl. aus ihm heraus. Die einen sind erstaunt und entsetzt, die andern lachen voll Befriedigung. Der Hausierer vom Eingang ist nun herzugetreten und läßt alles, was aus den Dichtern herausſprang, mit verschmitztem Lächeln in seiner schwarzen Schachtel verschwinden. Ich ärgere mich über diesen Hokuspokus und erwache.

Das Mißliche bei allen Deutungsversuchen besteht leider darin, daß sie nur denen einleuchtend und gelungen erscheinen, welche sie gemacht haben; außerdem darf nicht übersehen werden, daß ein so kompliziertes Gebilde wie der vorliegende Traum mehrere, zum Teil widersprechende Auslegungen zuläßt, von denen ich vielleicht später einmal noch einiges vorlegen werde. Für diesmal habe ich mich bei jener Deutung beruhigt, die mir momentan den passendsten Sinn gab, und meinen illustrativen und demonstrativen Zwecken am ehesten gerecht wurde, doch behalte ich mir für die Zukunft noch immer Aenderungen vor. Bei der Vieldeutigkeit und relativen Unzugänglichkeit aller psychischen Prozesse darf eine solche Methode nicht Wunder nehmen, denn sowie man beim Triebleben nicht immer mit der Vernunft auskommt, sondern oft willkürliche und scheinbar unvernünftige Motive nachweisen kann, so muß auch die entsprechende Methode oft willkürlich und übervernünftig verfahren, um allen Aus- und Abweichungen des Seelenlebens gerecht zu werden.

Mein Traum ist unglaublich symmetrisch und durchsichtig komponiert und bringt gleich im Anfang eine einwandfreie Schilderung der Situation. Die Motive Wurstelprater und Wirtshaus beweisen jedem, der mit der Traumsprache vertraut ist, daß es sich um nichts anderes als um den symbolistischen Ausdruck für den Begriff „Welt" handelt. Für noch Ungeübte sei als Beweis hinzugefügt, daß mir die Welt immer als Ringelspiel, nach Wedekind als Rutschbahn erschienen ist und daß einmal jemand die Wirtshäuser als Stationen seiner Lebenspilgerschaft bezeichnet hat. Interessant ist nun, daß diese Welt im Wirtshausschild „zum weißen Ochsen" als eine ganz besondere determiniert wird, als eine solche nämlich, in der jeder ein Ochs wäre, der sie für weiß und unschuldig hielte. Wenn diese Auslegung auch auf Widerstand stoßen sollte, so steht sie für mich doch

unbedingt fest, denn sie gibt einerseits einen wunderbaren Sinn und anderseits trägt sie für uns Psychoanalytiker — und darauf kommt es ja schließlich doch an — das Zeichen der inneren Evidenz an sich.

Aus dem folgenden muß nun verraten werden, daß der Traum den Dr. Stekel handelnd einführt; darauf bereitet schon jener Satz im Text vor, den ich bei der ersten Deutung ganz übersehen hatte, nämlich: „später erscheint mir der Ort wie ein Tanzlokal". Kenner des Wiener Praters werden mir bestätigen, daß sich ganz in der Nähe des „weißen Ochsen" der Tanzboden „zum Blumenstöckl "befindet. Nun ist damit der glänzendste Beweis erbracht, daß hier eine Anspielung auf Dr. Stekel vorliegt, denn wann hat einer jemals mit seinen Ideen und blumigen Phantasien so schöne Tänze arrangiert wie Dr. Stekel? Das anerkennt mein Traum, indem er ihn den „Blumenstekel" nennt.

Der Hausierer am Eingang war mir anfangs ein Rätsel, sowie ich mir aber seine Schachtel recht eindringlich vergegenwärtigte, wie da zu oberst harmlose Gebrauchsgegenstände liegen, unten aber lauter Dinge, die irgendwie sexuell betont sind — war ich überzeugt, hier die einzig richtige Symbolisierung der Psychoanalyse gefunden zu haben. — Wieder werden Einzelheiten das intuitiv Erschaute besser stützen oder sogar ergänzen: Hosenträger sind gewöhnlich elastisch, so elastisch und dehnbar wie alle Begriffe und Definitionen der Psychoanalyse. Aber auch noch Folgendes: die Gebrauchsgegenstände (hier die Hosenträger) sind mit Gummi durchzogen; Gummi ist jedoch ein Begriff, der in der sexuellen Terminologie eine große Rolle spielt; somit führt der Traum den Satz der Psychoanalyse sozusagen im Bilde des Hosenträgers vor, daß alle Dinge irgendwie geschlechtlich betont sind. Hiezu kommt in unserem Zusammenhange noch etwas: Die Hausiererschachteln sind flach und wenig tief, was allerdings ein schlechtes Symbol der Stekelschen Analyse wäre. Da hilft uns nun der geniale Ausweg aller Traumdeuterei das Material im Interesse einer schönen Auslegung bipolar aufzufassen, d. h. das Gegenteil von dem im Traum Geschauten anzunehmen und so bin ich denn berechtigt, in der flachen und seichten Schachtel des Psychoanalytikers den tiefen Schacht zum Unterbewußten zu erblicken.

„Ich kaufe nichts und gehe an ihm vorbei", heißt es dann weiter im Traum. Das ist offenbar der Versuch, mich besser zu machen als ich bin, denn, wie mein Buchhändler bestätigen kann, besitze ich eine Legion Bücher über Psychoanalyse, doch im Unterbewußten scheine ich mich dessen geschämt zu haben. Daß ich Milch bestellte ist ein neuerlicher Zug von Verschleierung. Unter Milch ist offenbar die Milch der frommen Denkungsart zu verstehen, ich will mich also harmlos geben und meinen Affekt, den ich zum Schluß des Traumes ruhig eingestehe, vorläufig noch verbergen.

Der Begriff „Milch" hat sicherlich das nun folgende Hauptmoment des ganzen Traumes, die „üppige Iglauer Amme", assoziiert; wiewohl die Assoziation allein nicht im Stande wäre ein so kunstvolles Gebilde zuwege zu bringen, so hat sie doch instinktiv der Phantasie das brauchbarste Material zur Verfügung gestellt. Denn in dieser Amme laufen alle Ideen zusammen, sie ist ein Deckprodukt zweier Gestalten und zwar als „üppige Amme" die alma mater (Zwischenglieder sind: Milch, Mutter, üppig-almus) als „Iglauerin" ist sie die Poesie (Zwischenglieder sind: Mädchen vom Land, Schillers „Mädchen aus der Fremde"). Dieses Doppelgeschöpf nährt nun den Säugling, der durch den bärtigen Gelehrtenkopf hinlänglich als Dr. Stekel gekennzeichnet ist, überdies weist ja auch das kleine „Stöckchen", womit er die folgenden Zauberkunststücke vollführt, unzweideutig auf den Namen zurück.

Sobald die Tanzmusik ertönt, wird der Kleine unruhig und beginnt zu schreien, so erzählt der Traum. Die Deutung ist ganz einfach: Der Tanz der Ideen und Analysen, aber auch die Regungen der Sexualität, der Hexensabboth des Unterbewußten, der Blocksberg der Triebe läßt ihn am Doppelbusen von Wissenschaft und Phantasie erwachen. Die Amme ist zunächst etwas ungehalten, offenbar ist es ihre künstlerische Komponente, die dem Schützling das „Pß! Pß!" entgegenruft. Aber man würde irre gehen, wollte man darin den gewöhnlichen Beruhigungslaut aller Kinderwärterinnen vermuten, ich bin der Ueberzeugung, dieses „Pß! Pß!" ist das durch die Traumzensur verstümmelte Wort Psycholog. So daß die Absicht der Amme, respektive ihrer einen Komponente die war, den unternehmungslustigen Kleinen

daran zu mahnen, daß er doch in erster Linie Arzt und Psycholog und nicht etwa Phantast sei.

Dem Traummechanismus ist eine solche Verstümmelung des ihm verhaßten Wortes „Psychologe" ohneweiters zuzutrauen, da er jede Gelegenheit benützt, um seine Feindseligkeit gegen den Forscher, der ihn schließlich doch zu fassen kriegt, in blinder Wut zu beweisen.

Und nun tritt das Stöckchen in Aktion und wirkt Wunder (wie ein Zauberstab!) Jedem werden die geistigen Eingeweide herausgenommen und für das Panoptikum der Psychologie präpariert. — Merkwürdiger Weise läßt es mein Traum durch eine hinterhältige Doppelsinnigkeit unaufgeklärt, woher die Tiere, Verbrecher und Wahnsinnigen kommen. Es heißt nämlich wörtlich: „Sowie das Stöckchen einen Menschen auch nur berührt hat springt sofort ein wildes Tier, ein Verbrecher, ein Wahnsinniger u. dergl. a u s i h m heraus". Doch wird nur ein blutiger Laie annehmen können, diese Gestalten seien aus dem Stöckchen gekommen, darin besteht ja das Verdienst unserer Forschung, auf diesem Gebiete unzweideutige Klarheit geschaffen zu haben.

Mit „verschmitztem Lächeln" (wahrscheinlich ein aggressiver Zug des Träumenden) steht der Hausierer auch am Ausgang meines Traumes. Und ich ärgere mich „über diesen Hokuspokus" sagt der Text. Aber eine tiefer schürfende Analyse wird bald entdecken, daß Neid und Mißgunst mich beschleichen, mich lassen die Siegeszeichen Dr. Stekels nicht schlafen, heißt es doch so ganz charakteristisch in der Traumerzählung „und ich erwache".

Somit wäre der Versuch einer vorläufigen Deutung gegeben. Ich habe mich hiebei nie gescheut, bis ins Extrem zu gehen und sogar den Vorwurf der Heuchelei, des Neides und der Doppelzüngigkeit freiwillig auf mich genommen, weil ich eben die Exaktheit meiner Arbeit durch solche persönliche Rücksichten nicht schmälern wollte. Hoffentlich wird diese Traumdeutung - gleichsam als Befähigungsnachweis — seine verdiente Anerkennung finden und mir zur bescheidenen Mitarbeiterschaft bei der psychoanalytischen Scholastik Dr. Stekels verhelfen.

Ulrik Brendel

III. Literarischer Abend des „Brenner“

Donnerstag, 16. Jänner 1913

halb 8 Uhr abends im kleinen Stadtsaal

VORLESUNG

Karl Kraus

I

JEAN PAUL: „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei“

NESTROY: Szenen aus „Die beiden Nachtwandler oder: Das Notwendige und das Ueberflüssige“, Posse mit Gesang in zwei Aufzügen

II

FRANK WEDEKIND: „Das Lied vom armen Kind“

KARL KRAUS: Satiren und Glossen

KASSA-ERÖFFNUNG ½7 UHR

Sitzplätze zu K 3.50, 3.—, 2.—, 1.50. - Stehplätze K 1.—
Studentenkarte 60 Heller

Vorverkauf ab Donnerstag, den 9. Jänner, in der
Wagner'schen k. k. Universitäts-Buchhandlung

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN VON KARL KRAUS

SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT. Aufsätze. — Verlag L. Rosner, Wien. — K 7.20

SPRÜCHE UND WIDERSPRÜCHE. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 4.20

DIE CHINESISCHE MAUER. Essays. — Verlag Albert Langen, München. — K. 7.20

HEINE UND DIE FOLGEN. — Verlag Albert Langen, München. — 96 h

PRO DOMO ET MUNDO. Aphorismen. — Verlag Albert Langen, München. — K 3.—

NESTROY UND DIE NACHWELT. — Verlag Jahoda & Siegel, Wien. — 80 h

WERKE VON RICHARD HULDSCHINER

Soeben ist erschienen:

Der Tod der Götter

Ein Buch der Mysterien

Umschlag und Einband von Alphons Woelfle
Geheftet 4 Mark 50 Pf., gebunden 6 Mark

Nach einigen schönen Roman- und Novellenbüchern hat Richard Huldschiner sich jetzt zu einem größeren Werk gesammelt, als das er uns dieses inhaltreiche und gedankenschwere Buch nun bietet — eine ergre fende Genesis, ein Herz und Geist zwingendes Buch der Weltwandlung. Die antike Welt stürzt, eine neue Zeit steigt herauf; aber diese neue Zeit ist mit allen ihren Mythen und Vorstellungen in den alten Gedankenkreisen unsichtbar verankert; Isis wird Mutter Gottes, Mithras wird Christus. Nur einer ergibt sich nicht, der Römer Lucius Cornelius Rufus, der Held dieses seltsamen Buches, das, halb Drama, halb Roman, in schnellen Szenen den letzten vergeblichen Kampf des aufrechten Heidentums, oder vielmehr eines tapferen Deismus gegen demütig ergebenes Nazarenertum, und die ganze bunte Welt untergehender Mysterien im Hexenkessel der beginnenden Völkerwanderung darstellt. Was aber gibt dem Rufus die Kraft zu seinem einsamen Widerstand? — Die Liebe der Susa, einer anmutigen Personifikation des Berglands von Süd-Tirol, eines Weibes, das — aus Erdkraft, Sonnenschein und Blumenduft gewoben, etwas von den Saligen Fräulein der Tiroler Sage zu haben scheint, wie denn überhaupt dieses Buch aus dem ganzen Umkreis der verschollenen Dinge die Steine zu seinem leuchtenden Mosaik genommen hat. Ist es Philosophie? Ist es der gewagte Roman eines Romantikers? Wir glauben, es ist beides, und gerade in dieser seiner wechselnden Gestaltung, die bald Wolke ist, bald festgefügter Felsen, wird der Leser nicht nur edelste Ergötzung, sondern auch starken Anreiz zur weiteren Beschäftigung mit den Problemen des Werkes finden.

Früher erschienen:

Die Nachtmahr / Roman

Geheftet 3 Mark 50 Pf., gebunden 5 Mark,
in Halbfranz 6 Mark 50 Pf.

Neue Freie Presse, Wien: Huldschiner ist kein Verschwender, kein Lyriker, keine leichte Hand spielt mit Menschenschicksalen Fußball. Schwer und ernst ist sein Tun, schwer und ernst sind seine Menschen, die aus dem Chaos widerstreitender Elemente ins Leben wachsen und nun sich daran wundstoßen. . . . „Die Nachtmahr" ist kein Buch der Freude, kein Spiel und kein Tand, sie ist ernst und stolz. Und solche Menschen sollen danach greifen.

Narren der Liebe / Novellen

Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark 50 Pf.

Pester Lloyd: Huldschiners Novellen sind köstliche Meisterstücke, lebendig gestaltet, noch glüht die Form, und ihre Tragik ist die Tragik reiner fanatischer, ungebrochener Seelen. Und bei aller Kraft steigt darin Resignation auf, das Ende aller Menschen, denen der Mut zur Brutalität fehlt.

Neues Wiener Journal: . . . Ungemein reizvoll ist der delikate, jener Zeit des Gefühlsüberschwanges angepaßte Ton der Novelle, die zarte Grazie der weiblichen Gestalten.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt vom Verlag
Albert Langen in München-M

Aus Urteilen über den „Brenner“:

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Die Verschwiegenheit des österreichischen Geisteslebens ist imponierend. Man weiß nicht nur im Ausland nicht, was hier geschieht; man weiß es auch hier nicht. Daß in Innsbruck eine Revue lebt, und aus einem literarischen Willen und sichtlich auf einem reineren Niveau, als jenes ist, auf dem in Berlin die um Fischer und Fleischel ihren Kohl bauen, weiß niemand . . .

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .